

Liebe auf der Insel Krk

Autor(en): **Scheller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

L I E B E A U F D E R
I N S E L K R K

Nach zweistündiger Fahrt durch die tiefblauen Wogen des Adriatischen Meeres erreiche ich die Insel Krk, die in der Mittagssonne, umspült von den sanften Wellen, leuchtet wie ein riesiger Smaragd. Die Stille und Abgeschiedenheit, die jeder Besucher sofort empfindet, der zum erstenmal vor der grünen Inselschwelle steht, gibt ihr einen Hauch des Seltsamen, ja fast Mystischen. Selbst auf den Gesichtern der Bewohner liegt jener Hauch, der sich durch die fast steinerne Ruhe ihrer Gebärden noch verstärkt.

Ich steige unter der glutvollen Hitze langsam den steinigen Weg hinan, denn die Insel trägt das kleine Dorf ganz oben, wie eine Krone auf einem würdigen Haupt. Nach fünfzehn Minuten nimmt mich die Kühle der engen, winzigen Gässchen auf. Auch hier, in dem aus vielen kleinen Häusern zusammengebauten Dörfchen, hört die Ruhe nicht auf. Frauen mit schwarzen Kleidern und schwarzen Kopftüchern gehen schweigend, meinen Gruss nur mit leichtem Kopfnicken erwidern, an mir vorbei. Aus den Häusern dringt kein einziger Laut, und auch auf dem malerischen Kirchplatz ist Stille. Auf einer Bank vor dem Gotteshaus sitzen alte Männer. Sie schweigen und rauchen. Die Uhrzeiger an der verwitterten alten Kirche stehen still. Die Zeit führt hier nicht das Wort, darum wohl steht die Uhr, wer weiss schon wie lange, still. Müde von dem steilen Weg und der tropischen Hitze setze ich mich auf die Bank neben einen uralten Mann, und nach einer Weile beginne ich ihm Fragen über das stille Inselvolk zu stellen. Doch er antwortet mir nicht mit Worten, sondern nickt bei einem «Ja» oder schüttelt leicht sein weisses Haupt bei einem «Nein». Sein Schweigen irritiert mich; ich möchte, dass er redet und erzählt, und so frage ich:

«Wüssten Sie mir vielleicht eine Geschichte zu erzählen, die sich auf dieser Insel zugetragen hat? Eine wahre Geschichte?»

Wieder nickt er und stopft langsam, sehr langsam seine Pfeife. Ich weiss nun, dass er sich auf seine Erzählung vorbereitet, und so warte ich geduldig auf sein erstes Wort.

«Der junge Mann hiess Djura», beginnt der Mann leise, «und er liebte, wie das auf der ganzen Welt geschehen kann, mit allen Fasern seines Herzens ein Mädchen namens Marina. Marina war sehr schön, doch sie wusste nicht, welch grosser Zauber ihre Schönheit barg, bis es ihr eines Tages ein amerikanischer Tourist, der unsere Insel besuchte, verriet. Und während Djura ahnungslos das tägliche kärgliche Brot mit Fischfang verdiente, verriet der junge Amerikaner der schönen Marina noch andere verderbliche Dinge. Er zeigte ihr Bilder, wie sich Frauen, die so schön sind wie Marina, kleiden, wie sie wohnen, wie sie ihre Zeit vertreiben, und er zeigte ihr auch, dass sie ihre kleinen zierlichen Füsse nicht müde zu laufen brauche, sondern dass Maschinen mit rotgepolsterten Sesseln geschaffen wurden, die auch sie, Marina, wie mit Sänften durch die Strassen fahren können. Und während Djura noch immer ahnungslos die Fische aus dem Meere holte und mit pochendem Herzen von der kommenden, auf den ersten Tag des Oktobermonates festgesetzten Hochzeit träumte, wurde Marina immer mehr geblendet von den Bildern, die der Fremde, der jeden Tag vom Kurort nach der Insel fuhr, ihr zeigte. Marina verriet Djura nie etwas von diesen heimlichen Gesprächen, die jeden Tag länger und gefährlicher wurden. Sie war wie immer zärtlich zu ihm und nähte in ihren freien Stunden mit grossem Fleiss und Geschick an ihrem Hochzeitskleid.

Der Tag der Hochzeit kam heran; es war ein farbiger, leuchtender Oktobertag. Das ganze Dorf war versammelt, und Djura wartete mit glitzernen Augen und pochendem Herzen vor dem alten Kirchentor auf Marina. Aber Marina kam nicht. Nach längerem Warten und einer kurzen Beratung machte sich Djura zusammen mit dem Geistlichen und dem Dorfältesten auf den kurzen Weg zu ihrer Wohnung. Im Herzen Djuras war eine unbeschreibliche Angst, es könnte seiner Geliebten in letzter Stunde etwas zugestossen sein. Als die drei Männer das kleine Zimmer des Mädchens betraten, war es leer. Nur das Hochzeitskleid lag ausgebreitet auf dem Bett und daneben ein in

braunes Papier eingewickeltes Paket, das an Djura adressiert war. Als Djura das Paket mit zitternden Händen aufriss, fielen Bündel von Dollarnoten sowie ein mit unbekannter Hand beschriebenes Blatt Papier zu seinen Füßen. Djura, der nicht zu lesen verstand, bat den Geistlichen, den Brief zu entziffern. Mit laut pochendem Herzen hörte Djura, dass Marina vergangene Nacht mit einem Fremden für immer die Insel verlassen habe und nach einem unbekanntem fernen Lande verreist sei, und dass er, der Unbekannte, ihm für den Reichtum, den er durch Marina empfangen habe, auch ihn, Djura, mit diesen Bündeln Noten reich machen wolle. Einen kurzen Augenblick schien es, als wäre Djura über diese Nachricht erstarrt. Wie eine Säule stand er im kleinen Zimmer, sein Gesicht war nun weisser als der Stoff des Hochzeitskleides auf dem Bett. Dann endlich, nach einigen Minuten des tiefen Schweigens, wickelte er die Dollarbündel wieder in das braune Papier. Geneigten Hauptes ging er mit seinen Begleitern zurück zum Dorfplatz, wo ihn die Bewohner, als sie ihn ohne Braut kommen sahen, stumm, mit mitleidsvollen Blicken empfangen. Nachdem der Geistliche den Brief nochmals vor den Ohren aller Dorfbewohner mit zitternder Stimme vorgelesen hatte, legte ihn Djura auf das Paket, das er nun vor dem geöffneten Kirchtor auf den Boden legte. Wenige Sekunden später loderte ein kleines Feuer empor, und die vielen Dollarbündel, die Djura zu einem wohlhabenden Manne gemacht hätten, wurden im schweigenden Einverständnis aller Anwesenden zu Asche.»

Der uralte Mann schweigt plötzlich, und so frage ich voller Interesse und Mitgefühl für den armen, verlassenen Geliebten:

«Und was machte Djura nachher?»

«Er machte nichts, ausser dass er wieder fischte, um sein tägliches Brot zu verdienen, und dass er von diesem unglücklichen Tage an, der sein glücklichster hätte werden sollen, kein Wort mehr sprach.»

«Und wann geschah diese traurige Geschichte?»

«Vor fünfundsechzig Jahren», antwortet der Mann.

«Lebt Djura noch?»

«Ja, er lebt noch.»

«Und er schweigt immer noch?»

«Ja, er schweigt immer noch», antwortet der Mann, «ausser wenn ein Fremder ihn bittet, eine wahre Geschichte von dieser Insel zu erzählen, dann erzählt er sie . . .»

B E G E G N U N G I M

N E B E L

Das Uhrmachersdorf im Juratal ist verstummt und erloschen. Es hat seinen herrlichen Rahmen von Weiden, sanften Hügelzügen und dunklen Föhrenwäldchen verloren und die kahle Schmucklosigkeit seiner Häuser hinter einer Mauer von Nebel und Schweigen versteckt. Heiser wie Geisterstimmen raunen seine Brunnen, und in seinen Gärten beugen sich farblose Astern über faulendes Laub. Kein Mensch ist zu sehen, kein Hund, ja selbst die Hühner scheinen diesen düstern Novembertag für eine Nacht zu halten. Alles Leben hat sich in die Fabriken zurückgezogen, deren trotz der frühen Nachmittagsstunde hellerleuchtete Fenster bläulich fahle Löcher in den Nebel bohren.

Hinter dem Bahnhof steigt der Weg zwischen engbrüstigen Arbeiterhäusern den Berg hinan, um sich dann als einfache Karrenspur auf den Weiden fortzusetzen. Ich bin ihn oft gegangen, zur Zeit der Sommerferien, wenn einem aus dem Tann der Duft von wilden Zyklamen beklemmend süß entgegenschlug und die Weiden von Glockengeläute der Kuhherden erfüllt waren. Dann griff das unsagbar Grosszügige, das Zarte und doch Herbe der Landschaft mir ans Herz, und ich begriff für Augenblicke, was meine Vorfahren gewesen sein mussten, deren bescheidenes Dasein sich auf solchen Wegen vollzog. Nun aber kenne ich auch den Ursprung der zeitweisen Verschlossenheit und Schwermut, die sich über Generationen in den Städtern, die wir geworden sind, erhalten hat.

Je höher ich steige, desto dichter wird der Nebel. Es ist ein unheimliches Gehen in ein Meer von Watte hinein. Vor meinen Augen ballt er sich zu Traumarchitekturen, die sich langsam auf mich zu bewegen und am Wegrand zu schleimigen, formlosen Schwaden zerfliessen. Dann wieder verwirrt einen das eintönige, undurchdringliche Weiss. Manchmal erweckt mein Schritt auf den Weiden